

Uwe Berger

Der Schamanenstein

Menschen und Orte

Impressum

Uwe Berger

Der Schamanenstein

Menschen und Orte

ISBN 978-3-86394-003-4 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien 1980 beim Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Die Umarmungen, die mir zuteilwerden, leben länger als Steine, wenn ich sie in lebendiges Gefühl für die Menschen zurückverwandle.

Erinnerung in Wolgast

Unter der Klappbrücke, die bei Wolgast die Insel Usedom mit dem Festland verbindet, tanzen spitze Wellen. Der Sturm fegt uns Sprühregen ins Gesicht. Am Kai im Süden liegen einige Kümos, Küstenmotorschiffe, und ein graues Minenräumboot.

Von dem Platz jenseits der Brücke gehen sternartig verschiedene Straßen ab. In einem schmalen überbrückten Wasserarm drängt eine heftige Strömung gegen zwei quer liegende Kähne. Ein Schaumteppich hat sich gebildet. Im Hintergrund erhebt sich ein hoher Kornspeicher. Er ist 1836 aus dunkelroten Backsteinen errichtet worden und kündet von einstiger Kaufmannsherrlichkeit.

Wir überqueren den Platz, der dem Wind preisgegeben ist und vom Regen gepeitscht wird. „Das Städtchen hat für mich was Heimeliges“, sage ich. Warum, will Anneli wissen.

„Das ist schwer zu sagen. Vielleicht, weil man gerade bei solchem Wetter gern an die schützenden Häuser und warmen Stuben denkt. Jedenfalls empfinden die Küstenbewohner so ...“

Ein Junge, dem das nasse Haar am Kopf klebt und das Wasser aus den Gummistiefeln schwappt, schiebt sein Fahrrad durch eine Haustür. Wir betreten einen kleinen HO-Lebensmittelladen, der in einem vorspringenden Eckhaus liegt. Einige Frauen und ein Maat der Volksmarine kaufen Brot und Butter, Wurst und Schokolade ein.

„Außerdem“, sage ich, als wir wieder draußen sind, „erinnert mich hier vieles an Kappeln, obwohl wesentliche Kontraste bestehen.“

Kappeln ist die Geburtsstadt meiner Mutter. Meine Erinnerungen an diesen Ort sind zwiespältig. Auf dem Rückweg über die Klappbrücke zum Parkplatz und auf der anschließenden Fahrt erzähle ich von meiner letzten Begegnung mit Kappeln im Sommer 1945.

Sechzehnjährig, war ich mit einem faschistischen Truppenteil durch Dänemark nach Schleswig-Holstein marschiert. Nun wartete das Gefangenenlager. Es hieß, Soldaten, die Verwandte in der Nähe haben, könnten sogleich entlassen werden. Mithilfe des Zugführers, eines jungen, dicken und unkriegerischen Leutnants, gelang es mir, vom Bataillonschef einen Entlassungsvermerk im Soldbuch zu erhalten. Allerdings verlangte dieser Leutnant als Gegenleistung, dass ich sein großes Fernglas mitnehme, um es ihm später zuzustellen. Ein anderer Leutnant beschimpfte mich. Ich verrate die Truppe, auch nach dem ersten Weltkrieg sei die Sache weitergegangen, mit Freikorps und so weiter. Ich drehte ihm den Rücken und machte mich noch am selben Abend allein auf den Weg. Im nächsten Dorf ließ mich ein misstrauischer Bauer im Schweinestall schlafen. Neben dem schnaufenden, grunzenden Tier in dem stinkenden Koben legte ich mich auf ein wenig Stroh. Einige Tage war ich unterwegs. Dann erschien ich zum Entsetzen Johns, meines Onkels, und seiner Familie in Kappeln.

Zuerst wurde ich gefragt, ob ich Läuse habe. Natürlich hatte ich welche, wie jeder, der meinen Weg gegangen war. Als John von dem Fernglas hörte, zeterte er angstvoll, das müsse weg, und noch in derselben Stunde vergruben wir es im Garten. Später habe ich es

herausgeholt, in einen Karton gepackt und an die Adresse geschickt, die mir der dicke Leutnant genannt hatte.

Meine Mutter schätzte den jüngeren ihrer Brüder nicht, sie war für den älteren, den früh verstorbenen, gescheiterten und rebellischen Heinrich. John sei nur Kaufmann, meinte sie immer, und habe der elterlichen Buchhandlung den humanistischen Geist genommen. Und John war Nazi. Das aber sollte sich auch nach dem Krieg für ihn noch als vorteilhaft erweisen. Die britische Besatzungsmacht erkannte nur von ihr vorgenommene Entlassungen an. John, ich und andere sollten in das große Gefangenenlager bei Heide einrücken. Die Briten hatten die Abwicklung aller möglichen Aufgaben in die Hände von Nazioffizieren gelegt, die, mit ihren Orden geschmückt, auch das Rathaus von Kappeln bevölkerten. Zu denen hatte nun John die besten Beziehungen.

Während die Gruppen der Einrückenden bei den Bussen standen, kam er gelaufen, teilte mir mit, er sei wegen seines Rheumatismus befreit, nahm seinen Tornister und wollte auch seine Stullen haben, die ich in meinem Brotbeutel trug.

„Nein, die bekommst du nicht“, erklärte ich ungerührt und stieg ein.

Qualvolle Wochen des Wartens, des Hungerns und des Krankseins folgten. Mit Hunderttausenden. In Scheunen und auf nackter Erde hinter Stacheldraht. Dann endlich wurden wir geschleust. Ein Militärarzt mit den Zeichen der SS auf den schwarzen Kragenspiegeln, der lässig auf einem Schreibtisch saß, betrachtete uns unterhalb der Gürtellinie. Ein britischer Soldat sammelte mit umgehängter Maschinenpistole in einem verschlossenen Keller, in den wir gruppenweise geführt wurden, alle Armbanduhr ein.

Wieder kam ich nach Kappeln. Der Ort zog mich noch immer an. Seine kleinen Häuser. Die Silos am Hafenkai. Die grünen Ufer der Schlei, auf denen Champignons wuchsen und Rinder grasten, als wäre nichts geschehen, John eröffnete mir, dass ich nicht in seinem Haus, sondern bei meiner Großmutter im Altersheim schlafen werde. Eine Hepatitis überwand ich dort, auf einer schmalen und zu kurzen Sitzbank liegend, die Beine wegen der Lehne auf einen seitwärts herangeschobenen Hocker gestreckt.

Als ich wieder einigermaßen bei Kräften war, machte ich mich nach Berlin auf. Ich wollte meine Eltern suchen, von denen ich keine Nachricht hatte. John kam an den Lastwagen, auf dessen Fracht ich hoch oben mitfahren würde, und gedachte mir einen Apfel aus seinem Garten zu schenken. „Nein, danke“, sagte ich. „Den kannst du behalten.“

Die erste Reisenacht verbrachte ich mit anderen auf dem Flur einer evangelischen Einrichtung in Hamburg, die nächste auf einem abgestellten Güterzug in Hannover. Zusammen mit einem etwas älteren Schwarzfahrer kundschaftete ich eine Gelegenheit nach Berlin aus: einen Zug mit amerikanischem Getreide. Die Waggons waren plombiert. Wir mussten durch die schmale Luke unter dem Dach klettern und fanden andere blinde Passagiere vor, unter ihnen Frauen. Die militärische Wachmannschaft des Zuges bestand anfangs aus Briten, später aus Amerikanern. Natürlich bemerkten sie, dass da nicht nur Getreide fuhr. Sie drohten, uns hinauszwerfen, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt würden. Die einen begnügten sich mit Armbanduhr. Die anderen wollten Frauen. Der erste

sowjetische Soldat, den wir sahen, verhielt sich anders. Er gehörte zur Wache eines kleinen Bahnhofs und sah mich und noch einige zu den Toiletten rennen. Er schüttelte nur schimpfend die Faust und ließ uns wieder in der Luke verschwinden.

Bei Genthin verließ ich den Getreidezug, kaufte mir eine Fahrkarte und fuhr mit einem Personenzug weiter. Seltsamerweise fuhren damals hier im Osten solche Züge schon wieder.

An einem heißen Septembertag erreichte ich Berlin. Mehliges Trümmerstaub und Leichengeruch um den Potsdamer Platz. Das Mietshaus, in dem meine Eltern gewohnt hatten, war in sich zusammengestürzt. Mit Kreide waren Namen und neue Adressen der Bewohner an die Mauerreste geschrieben. Wieder machte ich mich auf den Weg. Diesmal nach Weißensee. Dann öffnete meine Mutter eine Tür. Sie war sehr abgemagert. „Junge, wo kommst du her?“, fragte sie erschüttert. Ich sagte es ihr, und sie entgegnete: „Vielleicht hättest du in Kappeln bleiben sollen.“

Aber dorthin zog mich nichts mehr.

Neben mir am Lenkrad sitzt Anneli, hinter uns wippt unser Sohn auf dem Polster auf und nieder. Zu unserer Linken das regenverhangene Meer. Bungalows und Zelte. Wieder ist es September. Aber es ist, als trennten mich Jahrhunderte von Kappeln.

Herbststurm

Über die Autobahn südlich von Pasewalk schwebt ein großer Vogel mit gezackten, schwarz-weiß getönten Flügeln und einem gegabelten Schwanz von der Farbe zarten Fleisches. Ein Roter Milan, Im Halbkreis immer höher steigend, schwingt er sich in die graue Unendlichkeit des Himmels.

Pasewalk und auch Anklam sind ansehnliche Städte mit würdigen alten Bauwerken und ebenso lebendigen wie sauberen Neubauvierteln. Bezeichnend ist das Bild, das wir kurz vor Anklam finden. Links der Hohe Stein, ein runder Wartturm aus dem 15. Jahrhundert mit Zinnen und Kegeldach. Rechts sechs Futtersilos der Neuzeit, große, graue Türme aus Beton.

Wir fahren auf die Insel Usedom. In der Nacht blicken wir vom Campingplatz bei Ueckeritz auf ein träge bewegtes Meer. Ein bleicher Mond wirft seine Lichtbahn auf das Wasser, das schwarz und schwer wie geschmolzenes Metall liegt. Es ist unheimlich. Wind rauscht, und Wellen klatschen. Am östlichen Horizont die Lichter von Schiffen, die zur Odermündung im benachbarten Polen gleiten oder von dort kommen.

Wir sind im Herbst nach Usedom gekommen. Am anderen Tag ist der Wind zum Sturm geworden.

Von der Düne aus sehen wir bis weit ins Meer die breithin laufenden Brecher. Unter uns ist die Düne mit Betonplatten befestigt. Schwer schlägt das graue Wasser dagegen, und Fontänen spritzen empor.

Die auf einem Absatz der Befestigung stehenden Strandkörbe werden umspült. Der alte einbeinige Hausmeister unseres Bungalowdorfs kommt herauf. „Die möten weg“, sagt er. „Dat geht schnell, und die See holt sie.“ Ich frage ihn, ob er Hilfe braucht. Er verneint und zeigt mit seiner Krücke zu den Bungalows. Dort machen sich vier kräftige junge Erdölarbeiter auf den Weg. Die Unterkunft, in der wir zu Gast sind, gehört dem VEB Erdöl und Erdgas Grimmen. „Mit denen kann man was machen“, bemerke ich. „Ja, die Jungs sünd in Ordnung“, antwortet der Alte. Er war einmal Fischer.

Das Meer donnert. Melonengroße Kiesel poltern auf dem Beton hin und her. Möwen stoßen in den Wind. Aber dieser ist stärker als sie, packt sie und wirft sie zurück. Elegant lassen sie sich seitwärts abkippen und segeln schwerelos davon.

Fischkutter

Am Strand von Ahlbeck liegen Fischkutter mit Namen wie „Kehrwieder“, „Seeteufel“ oder „Sturmvogel“. Sie sind aus schweren Bohlen gemacht, aber klein, vielleicht sechs Meter lang und zwei breit. Einige haben ein Steuerhäuschen mit großen roten und grünen Positionslampen obendrauf, einfache, nach drei Seiten offene Holzkästen mit einer farbigen Lichtquelle. An einer Eisenstange sind zwei kleine Scheinwerfer befestigt. Dann gibt es noch einen Kasten für den Motor, ein nach oben gezogenes Schwert, zwei Seitenbänke und sonst nichts.

Es sind Nussschalen. Auf stürmischer See würde ich mich nicht sehr wohl in ihnen fühlen. Die Bezeichnung „Kehrwieder“ erinnert an reale Vorkommnisse.

Interessant ist das Landemanöver dieser Fischkutter.

Der „Seeteufel“ kommt von draußen. Es gibt keinen Kai, sondern nur den flachen Sandstrand. Ein Fischer steht im Steuerhaus, der andere am Bordrand und wirft etwa fünfzehn Meter vom Ufer einen Anker. Der Kutter fährt weiter, bis er Grund berührt. Dann wird er, mit laufendem Motor, am Ankerseil mit dem Bug zum Meer gedreht. Der Ankerwerfer springt ins Wasser - er hat lange Seestiefel an - und holt das Tau von einem anderen Anker, der im Sand des Strandes steckt.

Insgesamt an vier Ankern wird das Schiff befestigt.

Leicht in der Brandung schaukelnd, liegt es da, als die Männer ihre Geräte schultern und nach Hause marschieren.

Gefährliche Natur

Vom Dolgener See bemerken wir nichts, bevor wir an seinem Ufer stehen. Steil geht es zum Wasser hinab, und ebenso steil setzt sich der Hang unter Wasser fort. Auf unserer Seite ist Weideland. Das andere Ufer des schmalen und langen Rinnensees wölbt sich, mit Hochwald bedeckt, empor. Die Entfernung dahin beträgt nur anderthalb hundert Meter.

Wir ketten einen Ruderkahn los und gleiten leise über die dunkel spiegelnde Fläche. Zwei Haubentaucher begleiten uns in einigem Abstand. Rasch haben wir das Südende des Gewässers erreicht. Ein einsames Haus schmiegt sich an die Böschung. Menschen begegnen wir nicht. Etwas Unheimliches, Feindseliges kommt dadurch in die Landschaft.

Das Waldufer lockt uns.

Noch zwei Meter vor ihm berühre ich mit dem senkrecht hinabgestoßenem Riemen keinen Grund. Wo dieser endlich aus bodenloser Tiefe heraufsteigt, schweben verschiedene Exemplare einer bleichen Pflanze im Wasser. Nach meiner Ansicht ist es das Gemeine Hornblatt, dessen Familie es schon im Tertiär gab.

Nur wenige Schilfstengel konnten Fuß fassen.

An Land zieht sich zuunterst eine Barriere von Erlen hin. Dunkelgrün, mit einem rötlichen Schimmer, leuchten die Blätter in dem Sonnengefunkteln, das gerade durch die Wolken bricht. Darüber strecken sich Buchen, untermischt mit Fichten und Birken. Ein Bach, der aus einer Kluft mit freigespülten runden Steinen rinnt, mündet mit einem kleinen Delta in den See.

Wir ziehen den Kahn aufs Trockene und klettern das Steilufer hinauf. Kleine, grüne Moospolster bedecken den Hang. Den Raum zwischen und über ihnen bewohnen Schnecken, Frösche und Eichelhäher. Säulenartig ragen die Silberstämme der Buchen in den Himmel.

Man könnte sich in ein früheres Erdzeitalter versetzt fühlen.

Wieder empfinde ich die Kleinheit und Verletzlichkeit des Menschen im Geschehen der Natur. Immer noch und immer wieder muss der Mensch sich gegen die Natur behaupten - auch, indem er sie nicht sinnlos verändert und in ihrem Gleichgewicht stört, und auch, indem er sich gegen seine eigene „Natur“ behauptet.

Wie zur Bestätigung meiner Gedanken wird mir eine Lehre erteilt, als wir ebenen Boden erreicht haben.

Der Bach hat sich zwei bis drei Meter tief eingeschnitten. Um auf die andere Seite der Schlucht zu gelangen, krieche ich auf einem Baum entlang, der über sie gestürzt ist: gleich einem mesolithischen Jäger auf dem Urbild der Brücke. Ein Ast, an dem ich mich halten will, bricht, und ich falle hinunter. Nur eine Abschürfung ist die Folge. Aber ich ärgere mich über meine Gedankenlosigkeit.

Die überall verstreuten, durch und durch morschen Äste hätten mir Auskunft über den Zustand des gestürzten Baumes geben können.

Dörfer

Auf Fahrrädern besuchen wir die Dörfer in der Umgebung des Dolgener Sees.

Koldenhof mit seinen Bauernhäusern aus roten Backsteinen ist still und wirkt vergessen. An einer der Behausungen lese ich die Jahreszahl 1880. Aber wir bemerken auch Baustellen. In der Post, einer engen Stube mit Ladentisch, frage ich vergeblich nach Zeitungen.

Die gibt es hier nicht.

Zwischen Koldenhof und Dolgen treffen wir auf die modernen Schweinemastanlagen, deren Duft sich weithin verbreitet. Als gelbe Brühe treten die Abfallstoffe der Fleischproduktion zutage. Wohin mit der Gülle? ist hier die Frage. In Dolgen befindet sich das Zentrum der KAP, das heißt die Leitung der Kooperativen Abteilung Pflanzenproduktion, und ebenso wie in Koldenhof ein Konsum. So klein dieser Laden ist, er enthält allerhand. Man kann sich wie in der Stadt mithilfe eines Metallkorbes selbst bedienen. Wir kaufen Kekse und etwas Seife. Ich sage zur Kassierererin, das sei kein großer Einkauf für drei Leute.

„Das macht nichts“, tröstet sie uns großzügig. „Jetzt ist es ja nicht voll ...“

Auf einem steinigem, tief eingeschnittenen Feldweg radeln wir in Richtung Osten. Vom nächsten Dörfchen lernen wir nur die Silhouette kennen.

Und den Bahnhof.

Der besteht aus nichts als dem Schild Weitendorf und einer weißen Gartenbank auf dem Kiesstreifen vor den Gleisen.

Das erste Haus von Lüttenhagen empfängt uns im bunten Schmuck vieler Astern. Das zierliche Gehöft versinkt geradezu in der blauen, violetten und roten Blütenpracht. Eine Schar weißer Gänse sucht uns die Passage streitig zu machen.

Vor dem Gemeindeamt steigen wir von den Rädern. Neben dem Eingang zur Amtsstube befindet sich eine Tür, über der die Inschrift Gemischtwaren prangt. Eine dicke Frau in weißem Kittel tritt heraus, als sie uns suchend umhergehen sieht, und sagt: „Zum Friedhof geht es an der Scheune vorbei. Der Hund beißt nicht!“ Offenbar sieht sie uns an, was wir suchen.

Knurrend und bellend zieht sich ein schwarzer Hund von unbestimmbarer Rasse in ein Loch im hölzernen Scheunentor zurück. Wir heben einen Riegel von der ebenfalls hölzernen Tür des Friedhofszauns und treten zu den bunt geschmückten Gräbern.

Mehr als die siebenhundertjährige Eiche im Hintergrund, deren knorriger Stamm am Boden etwa zehn Meter Umfang hat, interessiert mich der Glockenstuhl. Er lehnt sich an ein Kirchengebäude an, das eigentlich nur eine Hütte ist und dessen Wände aus Fachwerk mit roten Backsteinen bestehen. Der Glockenstuhl, der den Kirchturm ersetzt, ist ein überdachtes Gerüst aus starken Bohlen. Zwei Glocken hängen darin. Diese sind unterschiedlich groß und zeigen sich stark verrostet. Ich muss anderthalb Meter in die Höhe klettern, um die Inschrift an der größeren zu entziffern: FRIEDRICH WILHELM GROSSHERZOG U. KIRCHENPATRON. W. BERGFELD PASTOR. LÜTTENHAGEN 1873. Vor mir liegt das Seil, mit dem sicher noch heute geläutet wird. Glockenstuhl und Bethaus

wirken recht vernachlässigt. Eine fehlende Glasscheibe ist durch eine Kunststoffolie ersetzt.

Aus Lüttenhagen hinausfahrend, bemerken wir ein stattliches Gebäude für Landtechnik. Uns freut der Kontrast. Jene durch Religion verbräunte Rückständigkeit, die besonders in Mecklenburg zu Hause war, wurde überwunden. Interessant sind die Zeugen einer solchen Vergangenheit in dem Maße, wie sich die Gegenwart von ihnen abhebt.

Überbleibsel

Auf dem Hauptmannsberg bei Carwitz, hoch über der Feldberger Seenlandschaft, liegt ein großes, gut erhaltenes Steinhügelgrab aus der Bronzezeit. Das ist keine Grabstätte, wie sie in der Steinzeit aus klobigen Findlingen und einer Deckplatte gebaut wurde, sondern ein Hügel aus Steinen von Faust- bis Melonengröße. Diese wurden regellos um eine Urne mit Beigaben aufgehäuft. Ich gehe rundherum und schätze die Abmessungen. Der Hügel hat an der Basis einen Durchmesser von etwa sechzehn Metern und ist gut zwei Meter hoch. Obendrauf steht eine Hinweistafel.

Wir blicken von der Höhe auf die Seen und die Hügel im Osten. Es ist ein abwechslungsreiches Bild. Inseln und Halbinseln, Buchten mit Schilf, Wiesen, Sträucher und Baumgruppen, die sich über eine kuppige Landschaft hinziehen. Ein einzelnes Boot. Ein paar Reusenstangen. Drei Pferde auf der Weide.

Hinter uns nähert sich Hufschlag. Aus dem Gestrüpp von Besenginster, Schwarzdorn und Brombeere taucht ein Reiter auf. Es ist ein Junge in grünem Hemd, weißen Hosen und braunen Stiefeln, der selbstsicher auf dem braunen Hengste hockt.

Auf die Reste eines anderen urgeschichtlichen Grabes treffen wir am Rand des Buchenwaldes, der westlich von Feldberg beginnt. Ich sehe zunächst nur zwei Reihen unregelmäßig verstreuten Geschiebes. Fast könnte man denken, es handele sich um Steine, die vom nahe gelegenen Feld aufgelesen wurden. Dass die Reihen eine west-östliche Richtung haben, ist vielleicht Zufall. Doch an einer Stelle bilden tief im Boden steckende, mit grünen Flechten überzogene Felsblöcke ein Halboval. Einer von ihnen, der flach und schmal ist, steht nach Osten hin unnatürlich senkrecht im Erdreich. Unter den kleineren Kieselsteinen, die die Innenfläche ausfüllen, entdecken wir ein über faustgroßes Stück Sandstein von Walzenform. Offenbar ein Bruchstück. Seine regelmäßige Gestalt kann wohl kaum anders als durch Bearbeitung erklärt werden.

Ist es ein sogenannter Handstein, dann wurde mit ihm vor dreitausend Jahren Korn in einem steinernen Trog gemahlen. Man gab ihn den Toten mit aufs Grab, damit sie sich im „Leben danach“ zu behelfen wüssten.

Neugierig schlendere ich auf und ab.

Außer einem Kreuz, das aus zwei frischen, starken Astenden sauberlich zusammengefügt und -genagelt ist, finde ich jedoch nichts mehr. Das Christussymbol an diesem Ort befremdet mich. Zeugt es von einem Bekehrungseifer, der vor den Toten der Vorgeschichte nicht haltmacht?

Da unser Interesse geweckt ist, suchen wir noch weitere Überbleibsel frühen menschlichen Lebens in der Landschaft.

Bei Weitendorf, einer einsamen, winzigen Ansiedlung, überragt ein steiler Hügel die Umgebung. An seinem Fuß breitet sich in einer sandigen Mulde der Weitendorfer Haussee aus. Ein Bootssteg zeigt in das Wasser. Im Hintergrund blicken die Häuser des Dorfes über kahle, flache Anhöhen.

Wir erklettern den steilen Hügel. Dabei umgehen wir einen abschüssigen Hang, in welchem kleine Löcher die Anwesenheit von Uferschwalben verraten. Der Hügel trägt wie einen wirren Haarschopf ein Gestrüpp von Heckenrosen und Schwarzdorn. Einige Findlinge schimmern aus dem Verhau. Wie die Karte mitteilt, ist es ein Steingrab aus der Vorzeit. Hier haben also Menschen, die Werkzeuge aus Bronze kannten, ihre Toten beigesetzt. Auf einem beherrschenden Punkt. Voll Ehrfurcht und im Glauben an ein Weiterleben, den die beginnende Klassenscheidung aus der kreatürlichen Angst formte.

Mir ist, als habe sich seither die Gegend kaum verändert. An das braune Gelände, in das der Mensch immer wieder die Samen der Feldfrüchte senkt, schließt sich ein Waldgebiet an. In einem länglichen Einschnitt dehnt sich ein See mit dem eigenartigen Namen Sprockfitz aus. Seltsam ist auch der See selbst, weil er alle fünf bis zehn Jahre fast sein ganzes Wasser verliert und sich dann wieder auffüllt. Die Silberweiden an seinem sandigen Ufer, die sich der Überflutung mit Wasserwurzeln anzupassen vermögen, leuchten hellgrün zu uns herauf.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Berger/Schamanenstein/schamanenstein.htm> ***

Uwe Berger



Uwe Berger wurde 1928 in Eschwege geboren. Seine Jugend verlebte er in Emden und Augsburg. Mit 15 Jahren war er Flakhelfer bei Berlin. Anfang 1945 meldete er sich, um nicht zur Waffen-SS gezogen zu werden, freiwillig zur Kriegsmarine. Im selben Jahr wurde er vorzeitig aus britischer Gefangenschaft entlassen. Während seines Studiums in Berlin (Germanistik, Kunstwissenschaft) arbeitete er im Volk und Wissen Verlag. Bald darauf wurde er in den Aufbau-Verlag geholt. Wegen eines positiven Gutachtens zu Hanns Eisler („Johann Faustus“) maßregelte ihn die SED. Ermutigt sah er sich von Friedrich Wolf und Jahre danach von dem Schriftsteller und späteren estnischen Staatspräsidenten Lennart Meri. Literarisch bedeutsame Reisen nach Nordrussland (Nowgorod) und Mittelasien, nach Sibirien und anderen Ländern unternahm er mit seiner Frau und Gefährtin.

Bibliografie

Lyrik und Prosa

Die Einwilligung. Sechs Erzählungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Straße der Heimat. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Der Dom in dir. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Der Erde Herz. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Hütten am Strom. Gedichte 1946-1961. Aufbau-Verlag, Berlin 1961

Rote Sonne. Skizzen und Aufzeichnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1963

Mittagsland. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1965

Gesichter. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1968

Die Chance der Lyrik. Aufsätze und Betrachtungen, Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Bilder der Verwandlung. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Arbeitstage. Aus dem Tagebuch 1964-1972. Aufbau-Verlag, Berlin 1973

Feuerstein. Gedichte. Auswahl und Nachwort von Armin Zeißler. Reclam Verlag, Leipzig 1974

Lächeln im Flug. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften, Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1977

Zeitgericht (Gedichte 1946-1975). Militärverlag der DDR, Berlin 1977

Leise Worte. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1978

Der Schamanenstein. Menschen und Orte. Aufbau-Verlag, Berlin 1980

Lächeln im Flug. Ausgewählte Gedichte (1946-1978; russisch, mit einem Vorwort von Lew Ginsburg). Verlag Progress, Moskau 1980

Nur ein Augenblick. 99 Reiseskizzen. Aufbau-Verlag, Berlin 1981

Auszug aus der Stille. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1982

Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming (Roman). Aufbau-Verlag, Berlin 1983

Die Neigung. Roman. Aufbau-Verlag, Berlin 1984

In deinen Augen dieses Widerscheinen. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1985

Woher und wohin. Aufsätze und Reden 1972-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1986

Das Gespräch der Delphine. Tierverser. Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Weg in den Herbst (Erinnerungen). Aufbau-Verlag, Berlin 1987

Traum des Orpheus. Liebesgedichte 1949-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1988

Rank saatus ehk Paul Fleming! armastus (estnisch, Übersetzung von Heigi Loik). Eesti Raamat, Tallinn 1988

Last und Leichtigkeit. Oden. Aufbau-Verlag, Berlin 1989

Flammen oder Das Wort der Frau. Erzählung. Aufbau-Verlag, Berlin 1990

Suche nach mehr. Roman. 1989-1991. Unveröffentlicht

Atem. Liebesgedichte und Grafiken. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2003

Räume. Verse und Bilder. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2004

Pfade hinaus. Episoden der Erinnerung. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2005

Wegworte. Gedichte und Zeichen. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Kater-Vater. Sinngedichte. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Den Granatapfel ehren, Hundert Gedichte 1946 - 1989. Mit Skizzen des Verfassers.
Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2007

Du wirst sein. Gedichte und Zeichen. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag,
Willebadessen 2010

Vom Sinn. Nachlese. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2011/2012

Tagebücher seit 1972. Unveröffentlicht

Essays und Rezensionen (Auswahl)

Von der Verzweiflung (Wolfgang Weyrauch; An die Wand geschrieben). Aufbau, Heft
2/1951

Zwei Dichter unserer Zeit. Zum 50. Geburtstag von Peter Huchel und Erich Arendt.
Aufbau, Heft 4/1954

Vergangen und gegenwärtig (Karl Löwith). Sinn und Form, Heft 5/1965

Zum Bild Gertrud Kolmars, Sinn und Form, Heft 2/1972

Zur Literaturgeschichte der DDR. Sinn und Form, Heft 6/1977

Gegenwart der Klassik (Wolfgang Heise). Sinn und Form, Heft 6/1980

Für richtiges Lesen. Brief. Neue Deutsche Literatur, Heft 12/1980

Schritt zur Welt. Lyrik junger Autoren. Neue Deutsche Literatur, Heft 9/1981

Gedichte gegen den Krieg und für eine humane Welt (zum 90. Geburtstag von Nelly
Sachs).

E-Books von Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften

Uwe Berger erzählt in seinen literarischen Miniaturen von Städten, Seen und Wäldern der Mark Brandenburg, von den Bewohnern und ihrer Historie, beschreibt die Gegenwart und blickt in die Zukunft. In seiner verhaltenen Art schildert er Landschaften und Charaktere im Sinne des Mottos, das er der Sammlung voranstellt: „Am Ende ist es doch so, dass das Stückchen Erde, auf dem ich hier stehe, und der Raum, der sich heut über mir wölbt, so unerhört sind wie alles Ferne, Vergangene und Zukünftige.“

Das Verhängnis oder die Liebe des Paul Fleming

Der Paul-Fleming-Roman von Uwe Berger (3 Auflagen: 1983, 1985, 1987) folgt dem historischen Optimismus, der 1975 in seinem Sonett „Nebel“ ausgedrückt ist: „Kein Nebel hält das Denken auf.“ Paul Fleming bricht 1634 mit einer holsteinisch-gottorpischen Gesandtschaft nach Reval auf, um eine „moskovitische und persianische“ Gesandtschaft anzutreten, nämlich die auf kaiserlichen Wunsch hin stattfindende Erkundung eines Landwegs für Handelsbeziehungen zum Osten.

Der Schamanenstein. Menschen und Orte

Berichtet wird von den Frauen, die ihre vom Zarismus verfolgten Männer in die Verbannung begleiteten, „dem Unglück eine treue Schwester“. Stolz bekennt sich am Bratsker Stausee eine elegante junge Frau zu ihren Vorfahren, die als Verbannte Fertigkeiten und Kultur nach Sibirien brachten. In einer von feingliedrigen Piloten gesteuerten burjatischen Maschine fliegen der Autor und seine Frau über die blauen und gelben Wasser des Baikal, von Irkutsk nach Ulan-Ude. Dort, am burjatischen Nordufer des Sees trifft er in einem lamaistischen Kloster Mönche, deren Würde und religiöse Toleranz ihn für sie einnehmen. Die Dolmetscherin entschuldigt sich für ihre Erinnerungen an streng bewachte Brotzüge, die nach dem Krieg in Richtung Polen und Deutschland rollten.

Die Neigung

„Wie ist das mit der Schweigepflicht? Ich hab immer gedacht, sie bezieht sich auf das, was der Patient dem Arzt anvertraut. Gilt sie denn auch für das, was ein Arzt am Patienten versäumt?“

Die Frage und ihre Beantwortung im Interesse des Kranken ist ein Grundproblem in Uwe Bergers Roman DIE NEIGUNG. Der Kampf einer jungen Ärztin um gesittetes Verhalten in einem Krankenhaus, einem komplizierten Umfeld, führt zwei Menschen näher zusammen, die Ärztin Baum und den Fahrer Kusmin. Er bestärkt sie, gibt ihr Halt und Format. Der Unterschied in Bildung und Lebensgewohnheiten wird angesichts der Situation bedeutungslos.

Flammen oder Das Wort der Frau

Die jüdische Dichterin Gertrud Kolmar wurde 1943 deportiert und in Auschwitz umgebracht. Nach dem Krieg machte sich im Westen Deutschlands Hermann Kasack um ihr Werk verdient. Im Osten tat dies Uwe Berger, der auch die Erzählung FLAMMEN über sie schrieb. Dabei benutzt er das authentische Material, die Briefe an ihre Schwester, die wenigen Lebensdaten, und er erfüllt das Datengerüst mit seiner Fantasie. Das sind vor allem die Gespräche, der Name Joseph, nicht der Fakt, ihre Leidensgefährten, die

Umstände ihres Todes in Auschwitz.

Uwe Berger zeichnet eine sensible und entschlossene Frau. An ihre Schwester schreibt sie, dass sie den Weg gehe, der ihr von innen her bestimmt ist.

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen

Realistische Kunst sucht im Alltäglichen das Unalltägliche, sagt Uwe Berger. So erinnert er sich eigener Kindheitserlebnisse im okkupierten polnischen Kleczew. So besucht er die Heimat seiner Frau in Grimma und Umgebung. So findet er Rembrandt an der Newa. Und so steht er in Nowgorod vor der kargen Hinterlassenschaft örtlicher Partisanen. Das Grab von Puschkin im Swatogorski-Kloster rührt ihn angesichts der Ergriffenheit der Bevölkerung. Er betritt die Steppen und Wüsten Mittelasiens, ist bei den Kasachen, Ukrainern und Deutschen zu Gast, die sie besiedeln. Zu spüren ist seine Lust, das Gemeinsame im Andersartigen zu finden. Am Fuß des innerasiatischen Gebirgssystems Tienschan lernt er Lennart Meri kennen, der als estnischer Wissenschaftler auftritt und später einmal estnischer Staatspräsident sein wird.

Suche nach mehr

Die Handlung entwickelt sich vor und nach 1945. Schauplätze sind Berlin, Dresden und Paris. Der Ingenieur John steht zwischen zwei Frauen, der mit ihm verheirateten lasziven Helene, die nazifreundlich ist, und der attraktiven Carola, die in seinem AEG-Betrieb als Sekretärin arbeitet und einer linken Gruppe angehört. John verbirgt sie vor der Gestapo.

Carola kann nach Frankreich fliehen. John bleibt und hat Kontakt zu einem Mitglied der verschwörerischen „Teegesellschaft“. Von Helene geschieden, versucht John nach dem Krieg in Ostberlin mit der aus der Résistance selbstsicher zurückgekehrten Carola zu leben. Er, den die lauernde Gewalttätigkeit Helenes abgestoßen hat, erträgt auch die intolerante Starrheit Carolas nicht. Er sucht nach mehr.

Am Grabmal von Walther Rathenau erkennt er, wie sehr er mit den Verhältnissen in Ostberlin kollidiert, wie einsam er ist, und erliegt bald darauf einem Herzversagen.

Doch auch Carola hat ihre Schwierigkeiten und versöhnt sich nach dem Tod von John mit Helene. Das Leben lehrt sie, über sich selbst zu entscheiden.

Ungesagtem lauschen. Tagebuch

Der Autor stellt sein Tagebuch der Jahre 2000 bis 2012 vor. Rückblickend auf seine Teilnahme 1988 an einer offiziellen Kulturdelegation der DDR in Polen heißt es: „Dummheit und Arroganz, Regelungswut und Zynismus waren auf unserer Seite eklatant und vorherrschend.“ Uwe Berger war sich zu dem Zeitpunkt bewusst, dass „es so nicht weitergehen konnte“.

In diesem Bewusstsein spricht er von seinem estnischen Freund Lennart Meri, der estnischer Staatspräsident geworden war. Der deutsche Komponist Kurt Schwaen und seine Gattin Ina ziehen ihn in den Dunstkreis der Musik. Dr. Malte Herwig, der ihn im Auftrag der Spiegel-Redaktion nach seiner Mitwirkung bei einem Literaturzirkel der Stasi befragt hat, informiert ihn, dass seine Entschuldigung unterdrückt werden sollte. Herwig

verlässt den Spiegel. Seiner Enkelin berichtet der Autor, wie im Krieg der geschneigte Chef der Flakbatterie seine fünfzehnjährigen Soldaten über die Rieselfelder hetzte, weil sie russischen Kriegsgefangenen Brot gegen Schnitzereien gegeben hatten.

So reihen sich nicht nur die unterschiedlichsten Eindrücke, sondern begegnen sich auch Gestern und Heute.

Weg in den Herbst

In dieser Autobiografie von 1987 bemerkt Uwe Berger:“ Weil ich so ganz Künstler bin, liebe ich das Leben über alles.“

Sein Leben beginnt in Emden mit dem Duft von Meer und Weite. Augsburg schenkt ihm Mittelalter, Reformation und Renaissance. Berlin konfrontiert ihn mit vielfältiger Kunst. Sein Vater holt ihn im Krieg aus einem Kinderlager in Polen. Mit 15 Jahren steht er am Messgerät einer Flakbatterie. Von einem Flakhelfer hört er die Stimme des Widerstands.

In der Hungerzeit nach dem Krieg fährt Uwe Berger aufs Land, um gegen Schnaps Kartoffeln einzutauschen. Ein russischer Soldat hilft ihm, die Kontrollen zu umgehen.

An der Universität hört er Hermann Kunisch über mittelalterliche Mystik zelebrieren.

Vor der Haustür des Volk-und-Wissen-Verlages zieht man eine weibliche Leiche aus dem Kanal. Im Aufbau Verlag lernt er Autoren wie Friedrich Wolf und Jan Petersen kennen. Mit Würde spricht er von Tod und Liebe und ist beeindruckt vom Ethos des Arztes Theodor Brugsch.